



Feierabend



Die Geschichte mit den Statuetten.

Humoreske von Eugen Spatari.

Entnommen mit Erlaubnis des Verlages Emil Reiss, Prag-Wien-Leipzig dem von Egon S. Strahburger-Berlin herausgegebenen und von Arch. Emil Weiss trefflich illustrierten Buche: „Bustige Geschichte“: 40 Humoristen haben das Wort! Preis geb. Mk. 4.—, Ks. 34.—. Diese Sammlung urwüchsigen und gesunden Humors enthält 40 lustige Geschichten von deutschen Humoristen, darunter auch vieler von Trägern bestbekannter Namen. Das Buch ist geeignet, dem Leser manche harmlos-fröhliche Stunde zu bereiten.

Auch diese Geschichte beruht auf Wahrheit — genau so wie meine sonstigen Erzählungen. Sie ist freilich noch in den vergangenen Friedenszeiten vor sich gegangen, als es noch für selbstsam und sozusagen vornehm galt, Bohemien zu sein. So war ich auch Bohemien.

Wir bewohnten zu viert eine Atelierwohnung in Charlottenburg: zwei Maler, ein Bildhauer und meine Wenigkeit. Die Maler malten, der Bildhauer modellierte und ich schrieb. Allein — die Zeiten waren schlecht. Vergebens suchten wir nach Mäzenen — sie meldeten sich nicht. Vergebens waren unsere gefamten Räume mit den herrlichsten Kunstwerken eigener Produktion geschmückt. Vergebens bombardierte ich die Redaktionen. Die Moneten flossen äußerst spärlich und unsere Kredite waren erschöpft.

In dieser verzweifeltsten Situation hielten wir einen Kriegsrat ab. Ich schlug vor, unser gemeinsames Lager an Kunstwerken zu verramschen. Aber ich wurde niedergeschrien. Nicht des Ehrgeizes wegen — ach nein. Aber die Mehrheit vertrat die Meinung, daß wir für unser gemeinsames Lager keinen Pfennig bekommen würden.

Wie gesagt — die Lage war kritisch. Seit Tagen hatten wir keinen warmen Löffel mehr gesehen. Und unser Kriegsrat mußte im Dunkeln abgehalten werden, da wir in unseren sämtlichen Taschen nicht einen Groschen für den Gasautomaten aufreiben konnten. Plötzlich erhob sich unser Freund Georg, der Maler Nr. 1.

„Gebt mir absolute Vollmacht, stellt mir Franz zur Verfügung und ich schaffe euch in drei Tagen zweihundert Mark her!“ sagte er trocken.

Ein schallendes Gelächter war die Ant-

wort. Hätte er zwanzig gesagt, so hätten wir es eventuell geglaubt. Aber zweihundert? Offenbar siebente er.

Trotzdem wurde ihm unser Freund Franz, der Bildhauer, zur Verfügung gestellt. Sie zogen sich zurück und berieten zehn Minuten lang. Als sie zurückkamen, erklärte Franz, daß Georg ein Finanzgenie sei. Er glaube an ihn.

Es folgten drei erwartungsvolle Tage. Georg zog sich jeden Morgen mit besonderer Sorgfalt an, verschwand auch, lehrte erst am späten Abend heim. Franz hatte sich in seinem Zimmer eingeschlossen und arbeitete. So sagte er wenigstens.

Am Morgen des dritten Tages, den wir kaum noch erwarten konnten, erklärte Franz, daß er in die Stadt gehe, und daß ich mitgehen müsse, da er Pakete zu tragen habe. Ich sollte ihm helfen. Er handigte mir vier größere Pakete ein, die sorgfältig in Papier gewickelt waren, nahm vier andere und wir machten uns auf den Weg.

Es war ein weiter Weg — von Charlottenburg nach der Friedrichstraße zu Fuß. Denn zwei Groschen, um fahren zu können, besaßen wir nicht. Aber Franz tröstete mich.

„Rurück fahren wir mit einem Auto“, sagte er. Ich schwieg, aber in meinem Innern war ich um seinen Verstand besorgt.

Wir hielten in der Friedrichstraße vor einer großen Kunsthandlung. Franz handigte mir von seinen vier Paketen drei ein.

„Nur ein Augenblick“, sagte er, „ich bin gleich wieder da.“

Ich lauchte laut auf.

„Das ist also einer Trick!“ rief ich. „Du willst etwas verkaufen? Es kauft doch keiner was von Dir!“

„Diesmal ja...“ flüsterte er und verschwand mit seinem Paket im Geschäft.

Zehn Minuten vergingen. Dann erschien Franz in der Tür, piß einen Cassenhauer vor sich hin und winkte einem Auto. Wir blieben das Herz stillstehen.

„Du hast doch nichts...“, stotterte ich.

„Doch“, antwortete Franz.

Und er ließ zwei Zwanzigmarscheine flattern.

Wir stiegen in eine Droschke. Franz las von einem Zettel eine Adresse ab. Wir fuhren hin. Franz stieg aus, nahm wieder eins der Pakete mit und verschwand damit in einer zweiten Kunsthandlung. Ich wartete wieder.

Nach knapp zehn Minuten tauchte Franz wieder auf, stieg ein und gab dem Kunstler eine dritte Adresse an.

„Dieser Lump hat mir nur dreißig Mark gegeben“, brummte er.

Den fabelhaften Betrag von dreißig Mark bezeichnete er plötzlich mit „nur“.

Es würde zu weit führen, alle Details zu erzählen. Ich will kurz sein. Wir fuhren noch in sechs Geschäfte und überall verkaufte Franz eines seiner geheimnisvollen Pakete. Um zwei Uhr nachmittags fuhren wir mit zweihundert- und fünfzig Mark in der Tasche heim.

Ich beströmte Franz mit Fragen, aber er antwortete nicht. Erst zu Hause sollte das Geheimnis gelüftet werden.

Und es wurde gelüftet. Beim kalten Nappeau — denn es gab ein solches — erhob sich unser Freund Franz und erzählte die Geschichte des Wunders. Sie war höchst einfach.

Er begab sich am ersten Morgen in die Stadt hinein, zu Fuß freilich — denn wir hatten keinen Groschen — ging in eine große Kunsthandlung und wollte etwas kaufen. Man zeigte ihm Gemälde, Bronzen, Statuetten in Marmor und Gips — aber er schüttelte den Kopf.

„Ne“, sagte er mit dem stets besonderes Vertrauen erweckenden Akzent eines Vollblutamerikaners. „Ich möchte etwas anderes haben... Something else... You know... Sie wissen, ich habe in Boston einen Brother, der etwas zu viel trinkt... He drinks really too much... Und ich möchte ihm etwas mitbringen, das ihn daran erinnern soll, daß das nicht schön ist... Argentinisches Antialkoholisches...“

Man suchte, selbstverständlich vergebens.

„Zagade“, sagte Georg, der Pseudonanksee. „Aber... vielleicht finden Sie etwas, ich bleibe noch drei Tage hier und komme am Freitag zurück. Geld spielt bei mir keine Rolle...“

Das war übrigens gar nicht gelogen. Das Geld spielte bei ihm wirklich keine Rolle. Es war stets abwesend.

Genau dieselbe kleine Komödie wiederholte unser Freund Georg in sieben anderen Geschäften. Dann kehrte er heim und überreichte unserem Freund Franz eine Liste der Geschäfte, die er mit seinem hohen Besuche beehrt hatte. Den nächsten Tag verbrachte Franz damit, daß er acht Statuetten model-

lierte, die einen bekrachten Herrn darstellten, der eine Gaslaterne liebevoll umschlungen hielt. Am dritten Tage machte er sich mit mir dann auf den Weg. Wie er gestand, war er sehr gespannt, ob alles klappen werde.

Es klappte. Er betrat das erste Geschäft und sagte bescheiden: „Ich möchte etwas verkaufen . . .“

„Es tut mir sehr leid, wir können nichts gebrauchen.“

Doch Franz ließ nicht locker. „Vielleicht werden Sie für meine Arbeit doch Interesse haben“, sagte er. „Das ist etwas Besonderes.“

Eine Art Tendenzwerk. Eine sozusagen anti-alkoholische Statuette.“

Und schon packte er den Mann mit der Gaslaterne aus. Die Wirkung blieb nicht aus. Man dachte an den verrückten Amerikaner, bei dem Geld keine Rolle spielte. Man holte den Chef. Der Chef bot Franz zehn Mark. Er verlangte fünfzig. Sie einigten sich auf vierzig. Und so ging das achtmal hintereinander.

Die Erinnerung an den Amerikaner wirkte überall. Franz schlug alle Statuetten los. Und in acht Geschäften wartete man auf Rückkehr des Mannes aus Boston.

Vielleicht warten sie noch heute.

Fischmänner als Kinderwärter.

Von Erna Büsing.

Der Mensch hat früher die Meere durchfahren, als er die Berge erstieg. Von Hunger geleiht haben unsere Urvorfahren das Leben in den Gewässern sich nutzbar gemacht und Fischfang betrieben. Dennoch bietet, bis auf den heutigen Tag, die Welt im Wasser tausend und abertausend Wunder für uns.

Alein die Brutpflege der Fische mit dem uns oft sonderbar anmutenden Benehmen des Männchens, birgt unendlich viel Beobachtungswertes. Bunt doch beispielsweise bei den Stichlingen der Mann das Nest. Er sucht Pflanzen und Wurzelteilchen zusammen, sondert ein Nierensekret ab und formt aus diesem Material ein Nest. Eiserfüchtig beißt er das Weibchen weg, um höchstpersönlich, sowohl über den Eiern, wie über den Jungen zu stehen, um ihnen mit seinen Flossen frisches Wasser zuzufächeln. Später freilich, wenn die Jungen seiner Pflege nicht mehr bedürfen, frönt der einst so trennsorgende Vater Stichling der Kannibalismus und frist, falls sie ihm gerade begegnen, unbesehen seine Schützlinge auf. Wie überhaupt der Kannibalismus unter den Fischen sehr verbreitet ist. Sicher ist sicher, wer weiß, wenn der hungrige Fisch noch einmal auf seiner Schwimmbahn begegnet. Warum denn womöglich drei andere Fische fressen, wenn man durch einen Krigenossen, den man bewältigen kann, sich gerade alle die Stoffe zuführt, die einem fehlen?

Für menschliches Empfinden imponierend ist die Brutpflege der Eichliden. Zu ihnen gehört der wegen seines hamaleonähnlichen Farbenschwels gern in Aquarien gehaltene Fisch Chauchito. Zuerst reinigen Mann und Frau gemeinsam einen Stein. Dann heftet sie die Eier an diesen Stein, der Mann streicht darüber hinweg und das Ehepaar huddelt gemeinsam eine Mulde für die Eier und die aus schlüpfende Brut. Diese wird jeden Tag spazieren geführt. Papa schwimmt voraus, dann folgt der Schwarzarm und Mama schwimmt hinterher. Wehe dem, der den Jungen zu nahe kommt. Er wird unbarmerzig weggebissen. Während dieser Zeit nehmen die Tiere wütend alles an. Denn falls man in einem Aquarium in ihr Bassin ein Stöckchen hält, gehen sie auch sofort darauf los. Nach beendetem Spaziergang werden die Kinder wieder in die Sandmulde gepackt. Der Schwarzarm wächst zu sehends, er wird eigenwilliger und die Elternfische haben es oft recht schwer, ihn zusammenzuhalten. Doch getreulich tun sie ihre Pflicht, bis die Nachkommen ihr Leben auf eigene Rechnung beginnen können.

Bei der chinesischen Gattung der Makropoden, die zu den Labyrinthfischen gehören, baut wiederum der Mann das Nest, und zwar ein Schaumnest. Auch er bewacht rührend

jorgfältig die Eier, fällt beispielsweise ein Ei aus dem Nest, nimmt er es geschwinde ins Mäulchen, bläst es auf und trägt das Ei wieder zu den andern. Ob ihrer schönen Nester sind diese Fische allgemein beliebt, weshalb man sie in Zimmeraquarien hält. Und da man weiß, daß Wärme auf die Liebe von Einfluss ist, stellt man in Europa die Fische zu ungünstiger Futterzeit — kalt.

Eine ganz eigenartige Brutpflege herrscht bei den Seeperdchen. Diese Büschelkiemer, die uns im lebenden Zustande wie kleine mumifizierete Fabelwesen anmuten, kommen aus dem Mitteländischen Meer zu uns. Fast jedes große Schauaquarium beherbergt sie, obwohl sie sehr schwer am Leben zu erhalten sind. Das liegt an der künstlichen Nahrungsbeschaffung. Man füttert sie ungefähr täglich zehnmal, mit Daphnien, Kleinen, massenhaft im Süßwasser vorkommenden Krebsen, die sich jedoch nicht lange im Seewasser halten. Bei den Seeperdchen hat nur das Männchen Bruttaschen. In diese stopft das Weibchen die Eier und so trägt bei diesem Lebewesen in des Wortes vollinhaltlicher Bedeutung — der Mann die Kinder aus.

Eine Beerenjammlerin ist gestorben.

In der Stadt, in der ich lebe, bringt die Zeitung regelmäßig eine Rubrik, in der die Verstorbenen des vorangegangenen Tages angegeben sind. In dieser Spalte las ich unlängst: „Barbara R., 84 Jahre, Beerenjammlerin.“

Nun, eine Beerenjammlerin ist gestorben, was weiter! Aber doch: dieses Wort irritiert einen grotesk. Es gibt also noch zwischen Ozeanflügen und Frekretorden, zwischen Hormonen und Wolkenträgern, inmitten forciertem Glashausstrauben, Niesgänselebern und Transplantationen, inmitten des „Fordissimo“ von heute — eine Beerenjammlerin. Zwischen Wechselstoffsäheraffären, Atomzertrümmerungen, Seeabrüstungskonferenzen, Tonfilm, Papageienkrankheit und Mondraketen, zwischen alle diese Dinge, die täglich die Welt und die Zeitungen erschüttern, hat sich eine simple Beerenjammlerin eingeschlichen: die Barbara R., 84 Jahre alt. Sie lebte davon, es war ihr Schicksal, Beeren zu sammeln, und damit Geld zu verdienen.

Einmal ging durch die Presse die sensationelle Nachricht, daß der Vorsitzende der Pariser Akademie der Wissenschaften dem Plenum dieser erlauchter Gelehrtengeellschaften einen kleinen Gartenopf vorgelegt hätte, in dem eine Erdbeerstaude mit prachtvollen Beeren gedieh. Diese züchtete man — das heißt, man erpreßte das Leben dieser kleinen Frucht — mit

ungeheuer starkem elektrischen Licht in einem Keller binnen kurzer Zeit. Mit Stolz konnte dieser Herr auch berichten, daß dieses Experiment eine Unsumme gelöstet hatte.

Triumph der Wissenschaft! Arme alte Barbara R.! Pflückt sich ihr Leben lang die Hände wund, muß auf Sommer und Reisen warten, um zu ihrem Bröselchen Geld zu kommen, und diese Tausendstafa der Wissenschaft machen in vierzehn Tagen in einem Keller aus Nichts reife Erdbeeren. Beerenjammlerin — das reizt ja überhaupt zum Lachen. Gesammelt werden Beeren? Man ist sie doch nur, läßt sie sich fernbieren, und wenn man Geld hat, dann schon zu einer verrückten Jahreszeit, etwa mitten im Winter: Ananaserdbeeren auf Silbergeschalen, die Früchte poliert und in einem Elitshotel von einem Emigrantenkellner vorgekehrt, der früher ein russischer Prinz gewesen ist. Aber eine Beerenjammlerin! Beeren sammeln: das erinnert an wunderbar würzige Halben, an grüne, ausgeholzte Flächen, an Sommerhimmel und lächeriges Gekumm, an sanft ansteigenden blauen Rauch aus einstödigen Bauernhäusern.

In dieser Welt war Barbara R. daheim. O ja, ich sehe es vor mir, das alte Weibchen, wie es mit einer Butte auf dem Rücken, mit Händen, die zu Werkzeugen geworden sind, tagelang die blauen Heidelbeeren, die roten Erdbeeren und Himbeeren und die jäuerlichen Preiselbeeren „gebrockt“ hat. Wieviel ihr das eintrug? Ich weiß es nicht. Und ob der Händler dabei viel verdient hat? Ich weiß es auch nicht. Ich weiß nur, daß die Beeren der Barbara R. in sorglosen Mündern von Kindern zerflossen, daß sie, von manikürten Spitzfingeren, auf blanke Löffelchen gehaufelt, als Dessert zu Schminkeleppen geführt wurden, von Hausfrauen auf dem Markte wegen hohen Preises bemängelt, kurz, irgendwie ihrer Bestimmung zugeführt wurden. Die Bestimmung der Barbara R. war es, Beeren zu sammeln. So hat es der liebe Gott gewollt. Nichts anderes als Beeren zu sammeln, so etwa, wie der eine Bilanz macht, der andere mit Pferden handelt und der dritte mit Krawatten.

Sie ist still gestorben im Landeskrankenhaus, 84 Jahre alt, und hat den Titel Beerenjammlerin erhalten. Und wurde schnell begraben. Vielleicht hat sie ein wenig Freude erlebt in ihrem Sammlerleben. Oder nur Kummer. Vielleicht hat sie Söhne gehabt, die im Kriege gefallen sind. Oder Konflikte mit Revierförstern, die strikte nach der Weisung ihres Herrn handelten: „In diesem Walde ist das Sammeln von Beeren streng, bei einer Geldstrafe von 10 Mark, verboten.“

Ist es eigentlich nicht komisch, daß heute außer Generaldirektoren, Boxchampions, Geheim- und Regierungsräten und siebenfachen Raubmördern noch eine Beerenjammlerin stirbt?

Ich glaube, die Beeren, die du dein Leben lang im Sonnenglast, auf bezaubernden Matten, umschwirrt von Faltern, in tiefer Waldeinsamkeit gepflückt hast, die wird man bald drahtlos aus einem Laboratorium hervorzaubern. Aber, Barbara R., altes Beerenweibchen! Kein Dichter könnte sich deinen Abgang aus dieser Welt so schön ausmalen: Kränze aus köstlich duftenden Waldbeeren, Girlanden aus blau-prallen Heidelbeeren, Sträuße aus Himbeeren mühten dein armes Grab schmücken. Und wenn du in den Himmel einziehst, Barbara R., dann müssen alle die Beeren, die du mit deinen kümmerlichen Händen gepflückt hast, zu Engeln werden, die dich mit Hallelujah empfangen.

Hans K u e r.

Gallspach.

Vom Bauerndorf zum Kurort. — Die Wunder des Dr. Zeileis.

„Sie sind noch nie unterjocht worden? Da müssen Sie schon bis zum Schluß warten.“ Die Krankenpflegerin zeigt auf eine breite Eisenbank. Dort sitzt ein schwächliches Männchen mit buschigem Schnauzbart, der wie eine verfehlte Wackel wirkt. Dort wandern zwei Augen hinter Brillengläsern rastlos hin und her. Und dort tröstet ein Vater seinen ängstlichen Bubben, der wegen seiner rachitischen Beine vom Zeileis behandelt werden soll. Ich war der vierte. Zehn Minuten lang zog das nackte Elend an uns vorüber. Ein alter Herr in altmodischen Salonrod — der einzige Bekleidete unter uns — wird behutsam von zwei Krankenpflegerinnen hinausgeführt. Kinder mit verkrampten Beinen und leidenden Gesichtern ruhen in den Armen ihrer Mütter. Leere Augen starren in die sprühenden Funken: im Gänsemarsch führt eine Pflegerin an die 15 Blinde an uns vorüber. Die Strahlenbürste des Zeileis aber ruht indessen an dem Kehlkopf eines Patienten oder gleitet an den lahmen Beinen eines jungen Menschen herunter.

Wir sind die letzten, die in den Lichtkreis der Zeileis-Maschine geschoben werden. Valentin Zeileis legt sein berühmtes „Diagnosenschild“ an meine Stirn, dann an die Brust. Und nun erhalte ich die denkbar angenehmste Diagnose: gesund! Weil ich schon da war, durfte ich trotzdem vom Starkstrom nippen. Ich habe mir die Bekanntschaft mit ihm eigentlich viel stürmischer vorgestellt. Drei Sekunden später drückt man mir einen Zettel in die Hand „o. B.“, ohne Befund! Draußen vor dem Ankleideraum warten schon wieder an die 300 Menschen. Zwei Franziskanerpriester in braunen Kutten stehen neben einem jüdischen Kleinbürger.

Hinter der geheimnisvollen Türe prasseln und knistern die Funken des Zeileis-Apparates. Die Frauen sind jetzt an der Reihe.

Das war Gallspach.

Auf der ungespflasterten Straße, die am Schloß vorbei zum Behandlungsinstitut und zum Kurhaus führt, stapft zwischen den Patienten des Zeileis ein alter Bauer daher. Der kennt den Ort noch von früher her. Seine Hand umreißt uns das alte Gallspach, das Bauerndorf in Oberösterreich mit seinen kaum sechshundert Seelen: Holzhäuser, Schindeldächer, Schuppen und ein paar Stüd Vieh im Stall. Dazu die Kirche und die Gemeindegaststube, ein paar armelige Dorfgasthäuser und das alte, damals recht verfallene Schloß.

Gemächlich knarnten die Heuwagen an den paar Gasthöfen vorbei, und wenn hier und da einmal ein Lastauto den Dorfspezierer versorgte, gab's eine Beklehrsstockung. Irgendwo in der Ferne piff eine Lokomotive, aber niemand, der in Griechkirchen ausstieg, schlug den Karrenweg nach Gallspach hinauf ein.

... und so sieht es jetzt aus!

Berft den Pflug und die Egge in die Rumpelkammer! Der Boden in Gallspach trägt jetzt reifere Frucht. Nicht mehr Brot, das mühsam gedroschen und vernachlässigt werden muß; Geld, blaue, knisternde Scheine. Darum tragen die Felder an der Dorfstraße so häufig die Tafel „Baugründe zu verkaufen!“ Darum sind auf der hartgefrorenen Erde Ziegelbarrikaden aufgerichtet, darum gräbt man nicht Kurchen, sondern Keller und Kanäle in die Erde, darum werden nicht so sehr Bauernknechte wie Maurer und Erdarbeiter für Gallspach gesucht. Gallspach, das Dorf der 600 Bauern, hat einige Entwicklungsstufen übersprungen und ist bei-

nahe über Nacht ein Kurort mit modernen Hotelpalästen und anspruchsvollen Kurgästen geworden.

In diesem Lande, das der Pleitegeier ständig umtreift, sieht dieses Gallspach beinahe wirklich wie ein Wunder aus. Ein Wunder, das allerdings nicht die knisternden Funken, sondern die raschelnden Banknoten bewirkt haben. Das Geld ist in die Gallspacher Naturwirtschaft eingebrochen und mit dem Trott des Schienenwagens, dem jahrhundertalten Lebenstempo der Dörfler, war es vorbei! Nun werfen die Bauern den Boden ihrer Väter aus den Markt und debattieren im Wirtshaus — über den Getreidepreis? Nein, über die sprunghaft emporschnellenden Bodenpreise! Wer in der Nähe des Zeileis-Institutes Grund besitzt, hat fürs Leben ausgeorgt. Umsturz im Dorf: Wenn auf der Straße zwei Bauern zusammentreffen, dann sprechen sie über die Kosten der Kanalisierung.

150.000 Schilling will diese Gemeinde von 600 Menschen heuer investieren. Geld, Geld! Fettige, abgegriffene Banknotenbündel — sie sind der Kern des Wunders von Gallspach Kurhaus und Kuhstall.

Eine weiche, schlechte Straße führt ein paar Schritte weit vom Institut hinüber zum Kurhaus. Zum Flanieren ist die Gegend um Gallspach um diese Jahreszeit wenig geeignet. Dafür erwartet uns im Kurhaus ein librierter Boy. Neben dem Schlüsselbrette wartet ein diskreter Hoteldirektor, der für jeden Hotelgast eine Verbeugung hat. Klinkt man die Türe links vom Foyer auf, so steht man im Kaffeehaus. Echte Bayern ziehen allerdings die Türe rechts vor; schwarzes bayrisches Bier. Der größte Trumpf aber ist doch der große Speiseaal, der durch die Glasüre ins Foyer blickt.

Alle Zimmer sind selbständlich vergeben. So wandern wir denn weiter und kommen, kaum 20 Schritte vom Hotel, an einem richtigen hölzernen Bauernhaus vorbei. Kurhaus und Kuhstall.

Golddrausch.

Als Gallspach noch im Trott der Dörfler dahinlebte, hielt es sich streng an die Jahreszeit; jezt wollen die Gallspacher jede Fessel sprengen. Darum bauen sie, während ringsum noch alles in Winterstarre liegt. — Alle Hände regen sich, aber den Gallspachern dauert es doch viel zu lange. 1500 Kurgäste wollen wohnen, schlafen, verpflegt werden. Und die Gallspacher wollen verdienen — darum sind die Zimmer oft schon bewohnt, während noch die nackten Ziegel auf die Dorfstraße schauen.

Ein provisorisches Geländer aus ungehobeltem Holz zusammengezimmert, führt in eine Milchstube, die eigentlich eine Bauernstube ist, und sogar die Natur wird in den Dienst des Fremdenverkehrs gestellt; Bäume müssen das Stiegl-Bier loben. Ja, die Gallspacher haben keine Zeit zu verlieren — da sind ein paar Ziegel zu einer meterhohen Mauer geschichtet; aber eine Tafel erzählt uns, daß diese Pension Zentralheizung, Warmwasser und Telefon haben wird. Kellame!

Fazz im Dorf.

Ein paar Zahlen fallen uns auf . . . 600 Einwohner und sechs Dienstmänner, sechs bis acht Coiffeure, natürlich mit separierten Damensalons, acht Autobusse . . . Kommen die Gallspacher überhaupt mit, muß ihnen nicht der Atem ausgehen von all dem Fortschritt? Da gibt es ein Schwimmbad und ein Kino. Da wird ein Feurigenabend platziert und ein

Maskenrummel veranstaltet. Die Kostüme hat ein Lastauto aus Ried gebracht; sie sind im Kaffeehaus auszuliehen.

Und da spielt im mondänen Kaffeehaus täglich um 4 Uhr eine Jazzkapelle aus Wien. Geld! Fortschritt! Fremdenverkehr!

So ist ein Bauerndorf über Nacht zum Kurort geworden. Wehe, wenn es nach diesem Golddrausch ein Erwachen gibt! L. B.

Die Modenarreteien.

Der störende Dämon.

Pariser Zeitungen hatten vor kurzem ihre große Sensation. Violette Morris, eine mondäne Autorenfahrerin, ließ sich von einem Pariser Chirurgen beide Brüste operativ entfernen, angeblich, weil ihr diese am Vokant unbequem waren und sie durch nichts behindert dem Rennsport huldigen will. Paris horcht auf. Stipige Debatten entspinnen sich für und wieder diesen Fall entarteter Weiblichkeit. Mag Violette Morris bei den Müßiggängern als eine Fanatikerin des Sports, eine Rekordfigur des Rennens, ein Uebergirl gelten, — jeden natürlich empfindenden Menschen wird diese Vergewaltigung der Natur nur abstoßen.

Eva in Hosen.

Eva in Hosen, das ist der letzte Modeschrei. Eva in Hosen, so lautet die Frühjahrsvorschrift 1930. Pardon, nicht die Sporthose ist gemeint, gegen die nicht einmal die schuldloseste Seele etwas einzuwenden hat. Ganz im Gegenteil: zum langen Abendkleid wird die lange, schmale, enganliegende Hose getragen werden, darüber ein faltenreicher Ueberwurf aus feinem, ganz und gar durchsichtigem Stoff. Das Byjamakleid nach der wieder aufgefrieschten Schleppe — kann's etwas Berückteres geben? Nein, aber gerade darum ist der berühmteste Modellsalon der Louise Boulanger in Paris voll der neuesten Pantalonroben. Diese jüngste Schöpfung will, wie es so hübsch heißt, der modern empfindenden Dame auch das Abendkleid modern zuschneiden . . .

Aus der Werkstatt der Natur.

Wie entsteht der Fagel? Was ist eine Noväne, was eine Amöbe? Wie ist die Erdkruste, auf der sich unser Leben abspielt, entstanden? Was weiß durchschnittlich der Einzelne von den Naturerscheinungen, vom Leben der Pflanzen und Tiere, von der Geschichte der Vorkwelt? Weist ist das Wissen der Menschen um diese Dinge ganz unzulänglich, denn der Unterricht in der Naturgeschichte, den sie in der Schule empfangen haben, war zu mangelhaft.

Die Naturgeschichte zu popularisieren, die Natur und die Naturwissenschaften allgemeinverständlich zu machen, das versucht nun in ausgezeichneter Weise ein von Hermann Drechsler verfaßtes Buch („Aus der Werkstatt der Natur“, Verlag der Büchergilde Gutenberg, Berlin), das übersichtlich den Extrakt einer ganzen Reihe von Naturwissenschaften zusammenfaßt und ein abgeschlossenes Bild des Naturganzen vermittelt. Wer sein Wissen von der Natur, ihrer Geschichte, vom Werden, Sein und Vergehen erweitern will, wer einen tiefen Einblick in die Werkstatt der Natur zu gewinnen sucht, muß zu diesem Buche greifen und er wird eine reiche Fülle von Wissen und Erkenntnissen daraus gewinnen. In schöner, klarer Sprache erzählt der Verfasser vom Aufbau der Erdkruste alles, was uns die Erdschichten über die verschiedenen Zeitalter der Erde berichten, er lehrt uns aus

der Struktur und dem Aufbau der Erdrinde und aus ihren Faltungen ihre Entstehung kennen und schildert die Tätigkeit der Kräfte der Natur, die Tätigkeit des Wassertropfens, des Windes und des Wetters. Wir erfahren von den katastrophalen Umwälzungen in früheren Zeitperioden, von den Wirkungen der Verwitterung, der Tätigkeit des Eises und der Arbeit der Wildwässer. Entstehung und Entwicklung, wie das Leben auf der Erde entstand, wie aus den allerniedrigsten Lebewesen sich die Entwicklung bis zur Entstehung der heutigen Tierformen und des Menschen vollzog, das alles wird in fesselnder Weise dargestellt und freudig folgt man dem erfahrenen, kundigen Erklärer hinaus in die schöne Natur, wo er uns an seinen Beobachtungen Anteil nehmen läßt. Das Buch enthält weit über hundert Bilder, zum größten Teile nach photographischen Aufnahmen und Zeichnungen des Verfassers, die in wirkungsvollster Weise die Darstellung unterstützen. Der wertvolle Inhalt und die schöne Ausstattung, welche der Verlag dem Buche gegeben hat, machen es zu einer Zierde und einem Schätze jeder Bücherei.

Kleintierzucht.

Die Fußpflege der im Käfig gehaltenen Vögel bedarf besonderer Aufmerksamkeit, denn sonst stellen sich Geschwüre oder Verhärtungen ein, und nicht selten kommt es dann zum Absterben und Abfallen ganzer Beine. Sigt der Vogel häufig auf einem Bein, so ist dies ein Zeichen dafür, daß etwas mit seinen Füßen nicht in Ordnung ist. Regelmäßige Bodenbelagung, Reinhalten des Bodenslags, der nicht aus scharfkörnigem Sand bestehen darf, und richtige Sitzgelegenheit beugen am besten Fußkrankheiten vor. Sehr empfehlenswert ist es einen Ziegenstein oder dergleichen in den Käfig zu legen, auf dem der Vogel mit Vorliebe sitzt. Sind die Füße verschmutzt, der Schmutz wohl gar zu anhaftenden Knollen verhärtet, so fängt man den Vogel heraus und hält seine Füße solange in lauwarmes Seifenwasser, bis aller Schmutz abgegangen ist. Treten weichtliche Eitergeschwüre auf, so sticht man diese auf, drückt sie aus und wäscht sie mit Wjöl aus. Sollte das Geschwür aber von zu hitzigem Futter herrühren, so lasse man die Redlwärmer und das Eigelb weg und füttere trockene Ameisenspuppen mit geschroteten Beeren und viel Gebräuen. Harte Geschwüre müssen durch warme Breiumschläge zur Reife erweicht werden. Zu dünne Sitzstangen haben bei Körnerfressern unformliches Wachstum der Beinhägel zur Folge. Man hält diese dann gegen das Licht und schneidet sie mit einer Zäbere so weit ab, als das Licht durchscheint; fließt dabei wirklich einmal ein Tröpfchen Blut, so ist dies kein Unglück.

Was mancher nicht weiß.

Bei den Ureinwohnern Mexikos, besonders auf der Halbinsel Jalisco, galt die Dreizehn als eine heilige Zahl. Zucker kommt nicht nur im Zuckerrohr und in der Zuckerrübe vor, sondern auch in dem Saft von etwa 200 anderen Pflanzen und Bäumen. Der Turusalle besitzt eine so außerordentliche Zehtraj, daß er eine Maus auf dem Boden zu erspähen vermag, wenn er selber so hoch über der Erdoberfläche schwebt, daß das menschliche Auge ihn nicht wahrnehmen kann. Die Wärme, die von der Sonne an einem klaren Sommertage auf einen Hektar der Erdoberfläche abgestrahlt wird, soll für die Gewinnung von 17.000 P. ausreichen sein.

Das Drury Lane Theater wurde 160 Jahre lang, bis zum Jahre 1894 jeden Abend, wenn eine Vorstellung stattfand, von einem Soldatentrupp bewacht. Das hatte seine Ursache darin, daß vor 160 Jahren, als der damalige englische König das Theater besuchte hatte, ein Tumult ausgebrochen war. Das veranlaßte den König, das Theater unter militärische Bewachung stellen zu lassen. Konserwativ, wie die Engländer nun einmal sind, erhielten sie die Bewachung durch anderthalb Jahrhunderte aufrecht, obwohl kein Anlaß mehr dafür vorlag.

Mädchen wachsen im Alter von fünfzehn Jahren am schnellsten, Knaben meist um das siebzehnte Jahr.

Auf Newfundland ist noch nie das Vorkommen einer Schlange, eines Froisches oder einer Eidechse beobachtet worden.

Eines der ältesten, heute noch erhaltenen Bauwerke der Welt ist das sogenannte Todesminarett in Samarland, das seinen Namen daher hat, daß es als Hinrichtungsstätte benutzt wurde. Die zum Tode Verurteilten wurden mit verbundenen Augen von dem hohen Turm herabgestürzt und starben natürlich auf der Stelle.

— Weiteres. —

Polizeiberichte.

„Als ich dem Stroch sein ungehöriges Benehmen verbot, wurde er frech und sagte, ich möchte ihn... Nachdem dies geschehen war, verhaftete ich ihn.“

„Weiter kann ich noch angeben, daß der Beschuldigte sich vorlaut benahm und öfters an mich eine bekannte, unanständige, angeblich schon von Goethe benutzte Einladung in überlauter Weise gebrauchte, der Folge zu leisten, ich mich natürlich hütete.“

Der Angeklagte schente sich nicht, in höchst raffinierter und gemeiner Weise die populären Worte eines gewissen Göp von Verlichingen grinsend in den Mund zu nehmen.“

„Auf Anordnungen seiner Eltern erklärte der Fürsorgezögling meistens: Laßt mich ruhe, was aber nach Aussage der Eltern nur manchmal vorkam.“

Der Verkehrspolitist. Die Kleinstadt Mittenau am Kanal hat sich einen Verkehrspolitisten zugelegt. Wichtig steht er an der Verkehrsreichsten Ede. Niemand hat noch die geringste Bewegung an ihm bemerkt oder um ihn. Eines Tages steht der kleine Waze vor ihm und schaut bewundernd an der massiven, unerschütterlichen Fassade des Schuhmannes hoch. „Na, Kleener, willst du Schuhmann werden?“ Waze denkt angestrengt nach, was schon das intensive Lutschen am Finger deutlich genug verrät. Schließlich schwingt er sich zu einer Antwort auf: „Ja, aber vielleicht mein großer Bruder — der is nämlich ooch so'n faules Luder!“

Ergrührende Umstände. Der gutherzige alte Herr betrachtete mit Bedauern den weinenden kleinen Knaben. „Was fehlt dir, mein Sohn?“ fragte er teilnahmsvoll. — „Ich habe mich verirrt,“ rief der kleine Knabe. „Und wir sind eben umgezogen, und ich weiß unsere neue Adresse nicht mehr.“ — „Tut nichts,“ tröstete der alte Herr. „Sag mir deinen Namen.“ — „Ich weiß ihn nicht.“ — „Du weißt ihn nicht?“ wiederholte der alte Herr. „Du mußt doch deinen Namen wissen.“ — „Nein.“ Der Knabe begann von neuem zu weinen. „Die Mutter hat heute früh wieder geheiratet.“

Fachgelehrte. Man sperrte einen Experimentalphysiker, einen theoretischen Physiker und einen Höheren Mathematiker ohne alle technische Hilfsmittel mit einer verschlossenen Konserverbüchse ein und stellte ihnen die Aufgabe, sie zu öffnen. Der Experimentalphysiker öffnete sie. Der theoretische Physiker wies nach, wie sie zu öffnen wäre. Der Höhere Mathematiker begann: „Wir nehmen an, die Büchse sei offen...“

Der Beweis. Das Gespräch kam auf die Gotteslästerungsprozesse und auf die Existenz Gottes überhaupt: „Mein Gott“, sagte da die Münchener Filmschauspielerin Lotte R.: „Ich weiß gar nicht, weshalb die Herren sich da streiten. Wenn es keinen Gott gäbe, wie hätte er denn dann einen Sohn haben können?“

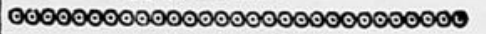
Der Schmerz. Beim Morgengrauen hatte ich mit der Hotelgesellschaft den Berg bestiegen. Jetzt brach siegreich die Sonne durch und verflärte den Ausblick mit ihrem Schein. Bekannt startete alles auf das Wunder, bis ein Herr neben mir schmerzerfüllt sagte: „Und das alles ist nun Republik!“

Der Kirchgänger. Unser Notarialwarenhändler ist ein friedfertiger Mann. Neulich treffe ich ihn ausgehertigt an der Türe: „Na, wo wollen Sie denn hin?“ Er schaut bedauernd in die lodende Frühlingssonne und sagt: „Zur Kirche. Wissen Sie, man hat ja Rücksicht auf seine Auldtschaft zu nehmen!“

Sie hat recht. „Ich würde Sie gern engagieren,“ sagte die Gnädige zu der stellungsuchenden Köchin, „aber ich kann nur Personal brauchen, das langjährige Zeugnisse vorlegen kann!“ „Aber, gnädige Frau,“ sagte die Bewerberin, „sien Sie doch nicht so streng! Sehen Sie mal: als Sie geheiratet haben, hat der Herr Gemahl doch auch keine langjährigen Zeugnisse von Ihnen verlangt!“

Vorsicht. „Wie schützt du dich gegen die Mikroben?“ fragt Herr F. seinen Freund. „Erstens lasche ich das Wasser ab.“ „Und dann?“ „Dann filtriere ich es.“ „Und weiter?“ „Dann trinke ich Bier!“

Der englische Gott. Der Doktor beruhigt einen alten englischen Patienten, der ihn konsultiert: „Lieber Freund, Sie können gut und gern dabei hundert Jahre alt werden.“ „Aber nein, Herr Doktor,“ wendet der Patient ein, „warum sollte wohl der liebe Gott warten, um mich zu hundert zu nehmen, wenn er mich zu Sechshundachtzig haben kann?“

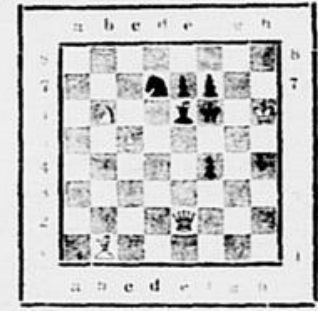


Schach-Ede.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Adolf Pab Druck- und Verlagsanstalt, Zepf-Schönau, Lisklergasse.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 2.
E. Schulz, Stolz (Original).
Schwarz: Kf6, Lc6, Sd7, Kd, f7 (6).



Weiß: Kh6, De2, Lb1, Sb6, Bc5 (5).
Matt in zwei Zügen.
Lösungen sind bis längstens 29. März d. J. an oben angeführte Adresse einzusenden. Die Namen der richtigen Löser folgen in Nr. 14.